

Die neuen Barbaren



Die Züge in den USA sind primitiv. Da kann's einem passieren, dass man mit direktem Blick aufs Klo reist. Wenn jemand die Toilettentür nicht schließt, verderben Vista und Gerüche empfindlichen Zeitgenossen die Reisefreude.

Deswegen bat ich jüngst auf der Fahrt von New York nach Washington einen jungen Mann: „Ach, seien Sie doch bitte so freundlich, die Tür hinter sich zuzuziehen.“ Er, patzig: „Ich arbeite hier nicht!“ Ich: „Ich rede nicht von Arbeit, sondern zivilisiertem Verhalten.“ Meine Mitreisenden sahen betreten zur Seite. Erst nachdem der junge Stoffel in Baltimore ausgestiegen war, fanden sie den Mut, mir zu gratulieren: „Sie hatten ja sooo recht!“

Die Moral dieser Episode ist diese: Heute gehört bereits Zivilcourage dazu, gesittetes Verhalten anzunehmen, denn man verlangt Ungewöhnliches. Dies ist ein Phänomen, das die ganze westliche Welt umspannt. Ein New Yorker Freund mit einem großen Faible für Deutschland schickte mir unlängst diese E-Mail aus München: „Uwe, du ahnst nicht, wie abstoßend die jungen Menschen hier jetzt wirken: leerer Blick, Ringe und Knöpfe in Ohren, Lippen, Augenbrauen, Zunge und Bauchnabel. Rüde rempeln sie alte Leute um, damit sie, die Jungen, in der U-Bahn einen Sitz erhalten. Welch' ekelhaftes Rowdytum!“

Ich musste dabei an meinen Vater denken. Er hatte 1917 als junger Offizier bei einem Gefecht in Frankreich das Augenlicht verloren. Im Zweiten

Weltkrieg begleitete ich ihn kreuz und quer durch Leipzig; wir fuhren selbstverständlich Straßenbahn, und alle öffentlichen Verkehrsmittel hatten Bänke, die für Kriegsversehrte reserviert waren. Aber bevor sich mein Vater setzte, schärfte er mir ein: „Schau' dich bitte um: Stehen da noch eine Dame oder ein älterer Herr?“ Erst nachdem ich ihm versichert hatte, dass dies nicht der Fall war, nahm er, der Blinde, seinen Platz ein.

Heute weiß ich, warum mein Vater sich so verhielt: Erstens, weil sich dies für einen kultivierten Menschen geziemte, und zweitens, weil ich das lernen musste. Dies war meinem Vater, der aufgrund seiner vielen Kriegswunden nie ohne Schmerzen war, das Opfer wert, und dafür bin ich ihm heute noch dankbar. Ich weiß nicht, ob ich dem Rüpel auf dem Zug von New York nach Washington oder den neuen Jungbarbaren in Münchner U-Bahnen überhaupt einen Vorwurf machen kann. Im Zweifelsfalle waren sie Schlüsselkinder, deren Eltern sich nie die Zeit genommen hatten, ihren Sprösslingen elementare Manieren beizubringen. Zu wichtig waren der Erwerb des neuen Autos, des neuen Videogeräts und vor allem die Selbstverwirklichung von Vater und Mutter draußen im Berufsleben. Wir sind ohne Not aus purer Selbstsucht in die Barbarei zurückgefallen. Eine Zivilisation, zumal wenn christlich geprägt, beginnt immer mit Rücksichtnahme gegenüber dem anderen.

„Ich dien“ lautet - (auf Deutsch, wohlgermerkt!) - das Motto im Wappen der Fürsten von Wales (heutiger Amtsinhaber: Prinz Charles). In unserer verproleteten Gesellschaft ist ein anderes Schlagwort an seine Stelle getreten: „Das haben wir doch alles gar nicht nötig!“ Wie alle Formen vornehmen Verhaltens, ist Dienen „politisch unkorrekt“. In Hamburg schalt mich eine Dame einen „Chauvi“, weil ich ihr im Bus meinen Platz anbot. In vielen Teilen Europas gilt man als weltfremdes Ungeheuer, wenn man anderen zu Diensten sein will. In Paris wollte ein einfallreicher junger Mann kürzlich eine Kette von Schuhputzständen aufziehen, wie sie in Amerika überall zu finden sind. Die Behörden und Gewerkschaften verhinderten dies mit dem Argument, diese Arbeit sei nun aber wirklich „zu erniedrigend“; ähnliches habe ich auch aus Berlin gehört.

Diese Welt ist mir so fremd geworden, dass ich immer häufiger meine britische Schwiegermutter zitiere, die vor 25 Jahren vor ihrem Krebstod

zu sagen pflegte: „Ich bin froh, dass ich im Endspurt meines Lebens bin.“ Ich habe als 18-Jähriger in London im Akkord Hotelbadezimmer und öffentliche Bedürfnisanstalten geschrubbt, weil das für mich als Flüchtlingsjungen damals die einzige Möglichkeit war, meinen Studienaufenthalt in England zu finanzieren. Auf den abstrusen Gedanken, dass so etwas demütigend sein könnte, kam ich erst gar nicht; ich bekenne aber gern, dass ich mit Genugtuung an diese Zeit zurückdenke, wenn ich in London in einem Hotel übernachtete, in dem ich vor 50 Jahren für zweieinhalb Shilling pro Bad geknechtet hatte.

Dienen, gleich an welcher Stelle, bleibt aber ein Adelschlag, den man sich selbst versetzt. Als unsere Kultur in ihrer höchsten Blüte stand, wusste dies jeder - vom Knecht bis zum Fürsten. Den Dienst - und sei's nur in Form einer rücksichtsvollen Geste - zu verweigern, läuft immer auf eine selbstverursachte Degradierung hinaus. Ich weiß, dass ich mich jetzt wiederhole: Europa dürestet nach einer neuen Elite, einem neuen Adel - keinem von außen aufgepfropften Adel, wohlgermerkt, sondern einer Noblesse, die nur wir selbst sein können. Die Alternative dazu ist ein generalisierter Pöbel, der sich nicht darum schert, dass es stinkt, wenn die Klotüren offen stehen.

Uwe Siemon-Netto



(aus „pro 3/2003“, mit freundlicher Genehmigung der KEP)